

Geselliges Mittagessen im «Winkel» für Altdorfer ab Jahrgang 1961

Soziales Die Gemeinde Altdorf und das Team «zämä güät ässä» laden am Sonntag, 31. Mai, ab 11.00 Uhr die Altdorfer Bevölkerung ab Jahrgang 1961 zu einem geselligen «Zmittag» im «Winkel» ein. Gemeinsam essen, reden und lachen – das ist die Idee hinter dem Pilotprojekt «zämä güät ässä», das von der Schweizerischen Gesundheitsstiftung Radix initiiert und in Altdorf umgesetzt wird, informiert die Gemeinde in einer Mitteilung.

Gesundes Essen und musikalische Unterhaltung

Neben einem feinen Mittagessen erwartet die Teilnehmenden am Nachmittag musikalische Unterhaltung. Die Teilnahme ist kostenlos, die Platzzahl ist beschränkt. Anmeldungen werden nach Eingangsdatum berücksichtigt. Das Projekt will die soziale Teilhabe älterer Menschen durch gemeinsames und gesundes Essen fördern: Gemeinsam essen, sich austauschen und schöne Momente miteinander verbringen – all das stärkt das Miteinander und steigert die Lebensqualität.

Motivierte Ü60-Gruppe organisiert Anlass

In Altdorf hat sich eine Gruppe von sechs Personen – alle über 60 Jahre alt – zusammengefunden, die den Anlass organisiert und von der Abteilung Integration und Soziales der Gemeinde Altdorf begleitet wird. Die Gruppe ist motiviert, «zämä güät ässä» in Altdorf über das Pilotprojekt und den ersten Anlass im Mai hinaus weiter zu verfolgen.

Mit der Pensionierung entsteht für viele Menschen Zeit, dem Essen mehr Aufmerksamkeit zu schenken, heisst es in der Mitteilung weiter. Mahlzeiten können bewusster geplant und genossen werden. Zwar sinke mit zunehmendem Alter der Energiebedarf, der Bedarf an wichtigen Nährstoffen wie Proteinen, Vitaminen und Mineralstoffen bleibe jedoch gleich hoch oder steige sogar. Um Muskeln und Knochen zu erhalten, seien eine abwechslungsreiche Ernährung mit viel Gemüse und Früchten sowie proteinreiche Lebensmittel besonders wichtig.

Gesellschaft stärkt Gesundheit

Das Bild des «ausgewogenen Tellers» stellt die empfohlenen Anteile übersichtlich dar. Da das Durstgefühl im Alter nachlasse, sei es sinnvoll, sich regelmässiges und bewusstes Trinken von Wasser oder ungesüsstem Tee anzugewöhnen. In Gesellschaft mache Essen mehr Freude, fördere den Austausch und stärke Gesundheit und Wohlbefinden. Der Anlass «zämä güät ässä» greife diesen Gedanken auf und werde deshalb von Papilio – Gesundheitsförderung Uri unterstützt.

Anmeldungen bis zum 17. April erbeten

Der Anmeldeschluss für «zämä güät ässä» ist der 17. April. Die Anmeldung ist möglich per Post (Gemeinde Altdorf, Abteilung Integration und Soziales, Gemeindehausplatz 2, 6460 Altdorf), E-Mail (integration@altdorf.ch) oder Telefon 041 874 1208). (UW)

Erinnerung an Madeleine Danioth

Felice Zenoni

Rückblick Am 8. März verstarb in Luzern Madeleine Danioth im Alter von 86 Jahren. Sie war das letzte noch lebende Kind des Malers und Dichters Heinrich Danioth und Hedi Weber. Einige Erinnerungen an sie: Als ich mich vor 15 Jahren an die Arbeit für den Kinofilm «Danioth – der Teufelsmaler» machte, waren Madeleine und Cilli Danioth, die Töchter von Heinrich Danioth und Hedi Weber, meine ersten Anlaufstellen. Schnell merkte ich, dass sich die Schwestern blind vertrauten und derartige Anfragen nur gemeinsam entschieden. Die Kindheit am See im Atelierhaus in Flüelen hat beide fürs Leben geprägt; sie hielt einen bunten Strauss an Ereignissen bereit, der von hell bis dunkel, von Glück bis Entbehrung reichte. In all meinen Begegnungen mit Cilli und Madeleine war dieser Ort stets irgendwie spürbar. Mein Eindruck war, dass die 1940 geborene Madeleine den Stürmen des Lebens besser gewappnet war als ihre nur wenig jüngere, im Jahr 2022 verstorbene Schwester Cilli. Wie sein Vater starb der erstgeborene Albin früh: 1994 im Alter von bloss 58 Jahren. Über die gesamte Entstehungszeit des Films war mir Madeleine eine wichtige Stütze bei den Recherchen. Uneigennützig und mit ehrlichem Interesse stand sie mir zur Seite. Für den Film hatten wir sämtliche verfügbaren handschriftlichen Dokumente von Heinrich Danioth transkribiert. Wo orthografische Zweifel bestanden, wusste Madeleine Rat und entzifferte – Heinrich

Danioth schrieb meist mit Bleistift und querformatig – selbst vergilbte oder mehrfach überschriebene und korrigierte Textpassagen mit «Miss Marple»-haftem Gespür und Geduld. Das umfangreiche Rom-Tagebuch, das ihr Vater 1920 während eines Studienaufenthalts in der Ewigen Stadt verfasste, transkribierte sie im Alleingang. Mein Kontakt zu Madeleine und inzwischen zur ganzen Familie riss auch nach der Arbeit am Film nicht ab. Mit ihr stand ich bis zuletzt in regelmässigem Austausch. Die präzise Sprache und der lebensbejahende Grundton in ihren

Briefen und Mails bescherten einem stets eine Lektüre von Hochgenuss und zeigten, wessen Kind sie war. Immer blitzte darin auch daniothsche Fabulierkunst und Ironie auf. Ende 2025 ermutigte sie mich, einen Artikel über Heinrich Danioths befreundete Künstlerin Erna Schillig zu schreiben, und half wiederum mit persönlichen Erinnerungen bei der Erarbeitung. Wenn sie als Erstleserin ihr Okay gab, wusste ich: Der Text sitzt; so kann ich ihn der Redaktion abgeben. Ihr wacher Geist, ihr junger Kopf, ihre Bescheidenheit und Herzlichkeit werden mir fehlen.



Madeleine (links) und Cilli Danioth 2013 während der Dreharbeiten zu «Danioth – der Teufelsmaler» im Garten des Atelierhauses von Heinrich Danioth in Flüelen. FOTO: MESCH & UGGE AG, ZÜRICH

IM FOKUS

Das Gefühl des «ersten Mals»

Sich das erste Mal in einem neuen Gebiet aufhalten, es zu betreten, ist für mich, wie das erste Mal in einem neuen Klassenzimmer zu sein, wie der erste Arbeitsplatz nach dem Studium oder das erste Mal in einer neuen Wohnung. Die Augen, Ohren, die Nase, alle sensorischen Systeme sind offen für die einstürmenden Eindrücke. Das emotionale Gleichgewicht gerät ins Wanken. So ging es mir, als ich heute das erste Mal in Altdorf aus dem Zug gestiegen bin. Vielleicht sollte ich erwähnen, dass ich kein Mensch der Berge, sondern der Stadt bin und Natur in dieser spektakulären Erscheinungsform wie hier besonders beeindruckend auf mich wirkt.

Was sehe ich? Einen von der Sonne verhangenen Dunstschleier über weissen Stoffjetzen, den ein Riese über schroffe, sich steil auftürmende Bergformationen hinabgeworfen zu haben scheint.



Autor Joachim Schloemer. FOTO: ZVG

Dieser märchenhafte Eindruck wird allerdings schon auf dem Tellplatz wie mit einem Hammer zerschlagen. Märchen haben an der verkehrsreichen Einfallstrasse durch den Ort nur wenig Raum. Der Transitverkehr, der einerseits über die Autobahn führt – weit entfernt und dennoch spürbar –, donnert tagsüber, wenn auch reduziert, ungerührt durch die engen Strassen am Telldenkmal vorbei. Ich erwische den Dunst des Märchenbehafteten aber sofort wieder, sobald ich zum alten Kulturkloster Altdorf die Treppen nach oben steige und von dort aus das ganze Tal überblicken kann. Obwohl noch nicht sehr hoch, hat man von hier oben den Eindruck, alles Wichtige überschauen zu können. Gitschen, Uri-Rotstock, Bälmeten und Hoch Geissberg liegen mir gegenüber, die Urner Alpenkette, die zu dieser Zeit, Anfang März, mit ihren auslaufenden Schneehängen noch von besagtem Riesen bewohnt wird. Zwischen mir und der gewaltigen Bergkette das Reusstal mit dem hineingeschmiegteten Städtchen Altdorf, das zwischen Moderne und Tradition seinen Platz gefunden hat. Aber Transit? Von hier oben ist, ausser einem kaum wahrnehmbaren Rauschen, nichts mehr davon zu spüren. Mich zieht vielmehr das an, was hinter mir steil in die Höhe wächst: der Weg in den Bannwald. Als Kind hätte ich jetzt geglaubt, das habe etwas mit

Verwunschenem zu tun, mit Ausgestossenen, mit Robin Hood und den Verbannten, die in Höhlen leben und einen anderen Weg zum Überleben gefunden haben. Meine Hoffnung, in eine geheimnisvolle Welt einzutreten, trifft

dann allerdings auf die pragmatische Wikipedia-Erklärung meines Smartphones. Schon 1387 wurde der Wald so benannt – was natürlich jeder Urner weiss, nur der naive Zugezogene nicht. Durch den damals verfassten Bannbrief wurde der Wald unter



Das Symbolfoto zur Kolumne, in der es um seine Eindrücke beim ersten Besuch in Altdorf geht, hat der Autor selbst geschossen. FOTO: JOACHIM SCHLOEMER

Schutz gestellt: Holzschatz und Weide wurden verboten, um die Schutzwirkung vor Rufen, Lawinen und Steinschlag zu erhalten. Doch neben allen pragmatischen Erklärungen – etwa: «Sie betreten jetzt den Lernpfad schutz.wald.mensch» – entsteht nach kurzer Wanderung doch etwas, das ich Stadtmensch als magisch bezeichne. Engel mit goldenen Ketten, Drapolinge, knorrige Stämme, weit ausufernde Mooslandschaften. Hier, tief im Bannwald, darf ich einfach nur bei mir sein. Alles, was mit Verkehrsachsen, Durchzugsorten, dem Von-hier-nach-da-und-alles-ohne-Pause zu tun hat, verschwindet von jetzt auf gleich. Auch das weiss der Urner – und ist zu Recht stolz darauf. Denn der Transitverkehr, der «zu allen Zeiten» Teil der Lebensrealität war, hat das einst arme Gebirgstal früh zu dem heutigen europäischen Logistikstandort gemacht. Ich kehre zurück zum Kulturkloster, setze mich auf die vorgelagerte Steinmauer und versuche, die Gegensätze zusammenzufassen: einerseits das «Gehirn» – Filter des Transitverkehrs, andererseits diese Ruhe. Ich bleibe sitzen. Vielleicht ein wenig länger.

Joachim Schloemer

Stipendiaten am Institut Kulturen der Alpen erkunden, warum Uri so viel mehr ist als ein Nadelöhr auf der wichtigsten Nord-Süd-Achse Europas. In einer Kolumnenserie teilen sie Geschichten der besonderen Art. Weitere Informationen unter www.kulturen-der-alpen.ch.